

Dr. Peter Geist

„Da bin ich, mit allen Himmeln gewaschen“

„Wende“- und Deutschlandgedichte der DDR-Achtundsechziger

„Stiefmütterlich“ wäre eine eher harmlose Umschreibung der Aufmerksamkeit, die die Germanistik auf die Lyrik einer Generation verwandte, die man die „DDR-Achtundsechziger“ oder die „ältesten Kinder der DDR“ nennen könnte. Angesichts der Qualität ihrer Dichtung ist deshalb zuallererst ein erhebliches Missverhältnis zwischen beeindruckenden, literaturgeschichtlich relevanten Halb-Lebensleistungen und literaturwissenschaftlicher Auseinandersetzung mit ihnen als Tatsache festzuhalten.

Seitdem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Avantgarde-Gruppierungen beanspruchten, die herkömmliche Welt der Lyrik zu revolutionieren, hatten sich die öffentlichen Sensorien der Wahrnehmung darauf einzustellen verstanden und ihre Messinstrumente beständig verfeinert. Expressionismus, Dadaismus, Konkrete Poesie involvierten immer auch die Produktion marktgerichteter Interaktion ihrer Protagonisten in Abschätzung größtmöglicher Wirkung. Auch deshalb konnte in der DDR ein geringerer Anspruch der Lyrikergruppen als der auf Totalbruch mit dem Herkömmlichen durch von außen angebrachte ideologische Aufpropfungen als ein short cut erscheinen. Die Kollektivauftritte der „sächsischen Dichterschule“ im Gefolge der „Lyrikwelle“ 1963, der Durchbruch der Lyrik des „Prenzlauer Bergs“ nach Erscheinen der Anthologie „Berührung ist nur eine Randerscheinung“ 1985 konnten deswegen lyrikgeschichtliche Eruptionen und Verwerfungen beglaubigen, die längst in die gängigen Literaturgeschichten eingetragen und gemeinhin Konsens geworden sind. Der Generationsauftritt der Dreißigjährigen in „Lyrik von Jetzt“ 2003 setzte diese Wahrnehmungsgeschichte von Literaturkritik und Literaturwissenschaft unter Wegfall der DDR-spezifischen, ideologisch kontaminierten Auspizien fast idealtypisch fort. Die Kehrseite dieser Erfolgsgeschichten vernetzter Gruppen besteht darin, dass jeweils nachfolgende Generationskohorten fast nie die Chance erhielten, als solche wahrgenommen zu werden. Gegenwärtig ist das bei den Talenten der um 1980 herum Geborenen zu beobachten, wie es zuvor die in den neunziger Jahren Debütierenden schwer hatten, die ihnen angemessene Aufmerksamkeit zu erlangen. Widerfahren ist diese Rezeptionsgeschichte in drastischer Weise auch jener Gruppe von Lyrikerinnen und Lyrikern, die zehn oder auch nur fünf Jahre später geboren worden waren als Volker Braun, Karl Mickel, Rainer und Sarah Kirsch, Heinz Czechowski, Richard Leising, B.K. Tragelehn, Elke Erb. Die ihnen nachfolgende Gruppe von Dichterinnen und Dichtern hat kräftig an der Literaturgeschichte mitgeschrieben, und doch sind sie immer nur als Einzelne wahrgenommen worden: Zu dieser Gruppe gehören u.a. Thomas Rosenlöcher, Andreas Reimann, Richard Pietraß, Brigitte Struzyk, Jürgen Rennert, Wilhelm Bartsch, Hans Löffler, Christiane Grosz (1).

1976 gab es den Versuch einer Gruppenbildung, wie Brigitte Struzyk berichtet. Vornehmlich Berliner Autorinnen und Autoren, u.a. Brigitte Struzyk, Bernd Wagner, Richard Pietraß, Hans Löffler gründeten mit Blick auf ihr gemeinsames Geburtsjahr und einem Seitenblick auf die „Gruppe 47“ die „Gruppe 46“, die bis zu ihrer Auflösung 1979 einmal im Monat zusammenkam, um neue Texte zu diskutieren (2). Es gab also im Selbstverständnis der Protagonisten die starke Überzeugung von der Wichtigkeit des Generationsbezuges.

Allerdings ist diese Gruppenbildung vor 1989 nicht in der Öffentlichkeit kommuniziert worden. Über die Gründe kann nur gemutmaßt werden, aber sie haben mit hoher Wahrscheinlichkeit mit der akuten

(1) Einen Sonderfall stellt der 1945 geborene Solitär Thomas Brasch dar, der einzige Autor seines Jahrgangs, der weltweite Beachtung erlangte. Wiewohl es etliche Schnittmengen in Erfahrungshintergründen und Poetologien gibt, ist Brasch, der bereits 1976 die DDR verlassen musste, einen so eigenen Weg gegangen, dass sein lyrisches Werk an dieser Stelle nicht in die Betrachtung einbezogen werden muss.

(2) Vgl.: Es war niemals so, dass wir zwei kunstbesessene Damen dargestellt hätte. Die Dichterinnen Elke Erb und Brigitte Struzyk. In: Felsmann, Barbara und Gröschner, Annett (Hg.): Durchgangszimmer Prenzlauer Berg. Eine Berliner Künstlersozialgeschichte der 1970er und 1980er Jahre in Selbstauskünften. Berlin 1999, S. 400f .

Verschärfung der kulturpolitischen Situation im Herbst 1976, den Turbulenzen nach der Biermann-Ausbürgerung zu tun. In der weiland hochnervösen Atmosphäre als „Gruppe“ aufzutreten hätte die bedingten Reflexe der Staatsmacht auf Niederschlagung geschaltet - in diesen Tagen, dann Monaten war die Macht wenig geneigt, zwischen Fraktionsbildung in der Staats-Partei, politischen Gruppierungen und literarischen Zusammenschlüssen zu differenzieren. Zumal dieses dritte verbindende gemeinsame Grunderlebnis nach Mauerbau und 1968 eine Schutz- und Selbsthelfer-Gemeinschaft beförderte, die alles andere als unpolitisch gestimmt war, aber vorsichtig sein musste. Ein Generationsauftritt mit Aplomb war um 1976 nicht mehr möglich, erst als die Krise des DDR-Systems Mitte der achtziger Jahre evident wurde, konnte ein solcher mit neuen Protagonisten erfolgreicher reüssieren.

Generationsfixierte Zusammenschlüsse in der Literatur haben zur Bedingung, dass stark nachwirkende Grunderlebnisse verbinden. Diese sind hier gegeben. Die Protagonisten wurden um 1945 herum geboren, besuchten in den aufbaueuphorischen Jahren Grundschule, Oberschule und in den sechziger Jahren fast alle auch die Erweiterte Oberschule. Sie befanden sich an der Schwelle zur Pubertät, als die Mauer gebaut wurde. Sie waren Jugendliche, als die „Beatlesmania“ den „Eisernen Vorhang“ querte und einen tiefgreifenden Bruch mit der Elternkultur initiierte. Sie waren junge Erwachsene im schismatischen Jahr 1968, als im Westen die Jugend rebellierte und in Prag sowjetische Panzer die Hoffnung auf einen „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ niederwalzten. Sie gingen in die erlernten oder studierten Berufe und sammelten in ihnen Erfahrung für längere Zeit. Sie debütierten anders als die Autoren der Vorgängergeneration relativ spät. Alle waren sie jenseits der Dreißiger-Grenze, als ihre ersten Gedichtbände erscheinen konnten, mit der Ausnahme Andreas Reimann. Diese Tatsache hat sicher damit zu tun, dass der Weg von Manuskripten durch die Institutionen seit Mitte der siebziger Jahre ein immer längerer wurde, zu groß war das Misstrauen gegenüber nachrückenden Lyrikern und ihrem per se vermuteten Subversionspotential. Schließlich hatte man mit Volker Braun, Sarah Kirsch, Adolf Endler, Elke Erb und anderen schon Scherereien genug.

Seit Mitte der siebziger Jahre erschienen sie dann doch, die ersten Gedichtbände der um 1946 herum geborenen Lyrikerinnen und Lyriker: Andreas Reimanns *Weisheit des Fleisches* 1975 (3), Jürgen Rennerts *Märkische Depeschen* 1976 (4), Christiane Grosz' *Scherben* 1978 (5), Hans Löfflers *Wege* 1979 (6), Richard Pietraß *Notausgang* 1980 (7), Thomas Rosenlöchers *Ich lag im Garten bei Kleinzschachwitz* 1982 (8), Brigitte Struzyks *Leben auf der Kippe* 1984 (9), Wilhelm Bartschs *Übungen im Joch* 1986 (10). Bereits die Debütbände führen eine breite Fächerung lyrischer Handschriften vor Augen: Lakonische Paradoxie bei Hans Löffler, sinnliche Opulenz und Formenstrenge bei Andreas Reimann, vorgängliche Grotesken in romantischer Tradition bei Thomas Rosenlöcher, das Changieren zwischen Sprachspiel und existentiellm Anliegen bei Pietraß, beispielsweise. Gibt es dennoch verbindende Momente, die es ja erst gerechtfertigt erscheinen lassen, von einem Generationsauftritt zu sprechen? Ja, es gibt sie. Charakteristische, biographisch wie poetologisch fundierte Schnittmengen bestehen.

Erstens: In einer grundlegend skeptischen Haltung zur näheren und fernerer Welt. Sie waren zu jung, um den Aufbruchs-Optimismus der Braun-Generation Anfang der sechziger Jahre, erfahrbar etwa in der „Lyrik-Welle“ 1963, als Grunderfahrung teilen zu können - auch hier Ausnahme Andreas Reimann -, sie hatten aber die zweite Hälfte der sechziger Jahre mit ihren geopolitischen Weichenstellungen von Viet-

(3) Reimann, Andreas: *Die Weisheit des Fleisches*. Halle-Leipzig 1975.

(4) Rennert, Jürgen: *Märkische Depeschen*. Berlin 1976.

(5) Grosz, Christiane: *Scherben*. Berlin und Weimar 1978.

(6) Löffler, Hans: *Wege*. Berlin und Weimar 1979.

(7) Pietraß, Richard: *Notausgang*. Berlin und Weimar 1980.

(8) Rosenlöcher, Thomas: *Ich lag im Garten bei Kleinzschachwitz*. Halle-Leipzig 1982.

(9) Struzyk, Brigitte: *Leben auf der Kippe*. Berlin und Weimar 1984.

(10) Bartsch, Wilhelm: *Übungen im Joch*. Berlin und Weimar 1986.

namkrieg, Prag 68, Jugendrevolten, kulturellen Paradigmawechseln, der wissenschaftlich-technischen Revolution als junge Erwachsene intensiv erlebt. Die siebziger Jahre erlebten sie als Befestigung von Verhältnissen in der DDR, die dann in den Achtzigern in eine Versteinerung übergehen sollte. Ihre Enttäuschungsgeschichte kam ohne einen euphorischen Auftakt aus, war aber umso nachhaltiger. Beredt ist die Tatsache, dass sie anders als Sarah und Rainer Kirsch, Volker Braun, Karl Mickel oder Heinz Czechowski nicht mehr den Eintritt in die SED für probat hielten, um aktiv an Veränderungen in der DDR mitwirken zu können. Im Umkehrschluss hieß dies aber nicht, dass sie sich vom Ideal eines menschengerechten, demokratischen Sozialismus als politischer Orientierung vehement abwandten. Es blieb wichtig als Parameter im Werte-Raster zwischen Ideal und Wirklichkeit, aber die Akzente verlagerten sich auf erfahrene Realität, und das hieß konkret: auf erlebten Alltag, auf die Widersprüche zwischen Ideologie und Erfahrung. Wenn die Braun-Generation in den siebziger Jahren den Schwerpunkt auf Ideologie-Destruktion setzte, dann gewichtete die Pietraß-Generation die gleichen Widersprüche anders: In der Konstruktion von Alltag, Geschlechterbeziehungen, ökologischer Problematik, Freiheitsdefiziten, und dies konsequent aus dem Blickwinkel des Einzelnen heraus.

Zweitens: in der vorbehaltlosen Aufnahme und eigenständigen Verifikation der hohen ästhetischen Standards, die die "sächsische Dichterschule" gesetzt hatte. Die etwas älteren Dichterinnen und Dichter um Braun, den Kirschs, Mickel, Erb waren nicht Väter und Mütter, von denen es sich abzustoßen galt, sie wurden als ältere Geschwister betrachtet - erst die nächste Generation der Kolbe und Papenfuß durfte sich dann in die Kunst des Vatermords einüben. Die großen Brüder und Schwestern hatten allerdings so starke Binnenbeziehungen entwickelt, dass die Aufmerksamkeit gegenüber den Nachrückenden merklich litt. Umso mehr galt es, diese neu zu erwecken. Die manchmal penibel wirkende Formstrenge bei Rosenlöcher, Bartsch oder Pietraß dürfte vielleicht auch mit diesem Umstand zusammenhängen.

In den spätsiebziger /achtziger Jahren bestärkten sie zusammen mit der „Sächsischen Dichterschule“ in der Außenwahrnehmung ein Bild der DDR-Lyrik, das im schroffen Gegensatz bestand zum westdeutschen Mainstream: Im Westen die Laborlyrik der „Neuen Subjektivität“, im Osten Subjektivität und Genauigkeit im Versbau.

Verbindende Grunderfahrungen und charakteristische Merkmale, die der Lyrik der 46er Generation eignen, gestatten es deshalb, motivähnliche Gedichte miteinander in Beziehung zu setzen, in der Analyse von Texten generationsspezifische Aspekte herauszuarbeiten. Eine weitere gemeinsame Lebenserfahrung sollte in der Lebensmitte hinzukommen: Die Implosion der DDR, die Einverleibung Ostdeutschlands in die BRD. Wie diese Widerfahrungen im Gedicht reflektiert werden, ist deshalb genauerer Betrachtung wert. Genauer in der Kontrastierung von in den Umwälzungsprozessen geschriebenen Gedichten mit späteren Rück-Sichtungen seit Mitte der neunziger Jahre, weil diese Aufschluss gibt über Kontinuitäten und Brüche, Eingesenktheiten in Generations- und Geschichtszusammenhänge.

„Mein Land ist mir zerfallen“ - „Wende“-Lyrik der 46-er

Weil sie von Jugend an hinreichend desillusioniert waren, weil sie wie selbstverständlich auf die Freiräume des Ich pochten, weil sie durch faule Kompromisse kaum mehr erreichbar waren, allerdings auch nicht bereit, eine demokratische Umgestaltung in der DDR von der Agenda zu streichen, waren sie in den Zeiten des Umbruchs 1989/90 eher auf Seiten des „Neuen Forums“ oder anderer Bürgerrechtszusammenschlüsse politisch zu verorten. Die Lyrikerinnen und Lyriker hatten durchaus das Ihrige dazu beigetragen, den Bürgeraufstand gegen das Ancien Regime im Herbst 1989 geistig vorzubereiten. Ihre in den achtziger Jahren erschienenen Gedichtbände wiesen bereits in den Titeln auf Erstarrungszustände, generelle Lebensverunsicherung, Verlustängste in Zeiten scheinbaren gesellschaftlichen Stillstands, ökologischer Verheerungen und der realen Gefahr atomaren overkills hin: *Leben auf der Kippe* (Brigitte Struzyk), *Freiheitsmuseum*, *Spielball* (Richard Pietraß), *Übungen im Joch* (Wilhelm Bartsch), *Scherben*, *Blatt vor dem Mund* (Christiane Grosz). Andreas Reimann, der in den achtziger Jahren faktisch Publikationsverbot hatte und sich mit Texten für Liedermacher und Rockgruppen über Wasser hielt, brachte

dieses Lebensgefühl in einem Sonett auf den Punkt, das sein Entstehungsdatum nicht beiläufig als Titel ausweist:

September 89

Ist sommer auch von hinnen: am gemäuer
erblauen wie vertraut die sanften trauben.
Und mürbes laub - erstaunlich! - färbt sich feuer:
verfall glänzt so, daß wir an ihn nicht glauben.

Doch kann der baum den apfel nicht mehr halten.
Und reife ist gleich trennung. Ach, wie kam es,
daß wir uns so in ein geäst verkrallten?:
in allen fruchten ist was wandersames.

Und wenn wir uns versprechen, hierzubleiben,
so überreden wir uns nur dazu,
und sind doch längst aus unsrem planquadrat.

So seh ich dich zur zeit der reifen eiben
in rangsdorf wieder: eine stunde ruh.
In rangsdorf, freundin. Nicht in diesem staat. (11)

Das Reimannsche Sonett vereint poetisch kongenial Indizes generationscharakteristischer Ineinanderblendungen in einer einmaligen historischen Situation: In der Diktion an Rilkes „Herbsttag“ angelehnt, situiert das Gedicht über Naturbilder gänzlich unaufgeregt die innere Loslösung vom Staatswesen DDR als Klimax. Es sind Stufen der Ent-Täuschung: „verfall glänzt so, daß wir an ihn nicht glauben“ - „Ach, wie kam es, / daß wir uns so in ein geäst verkrallten?“ - „und sind doch längst aus unsrem planquadrat“ - „In rangsdorf, freundin. Nicht in diesem staat.“

Am Ende sieht sich der lyrische Sprecher auf seine unmittelbare Erfahrung - „In rangsdorf, freundin“ - zurückverwiesen jenseits jedweder Bindung an einen Staat. Gegen die doch auch introspektiv gefärbte Klimax setzt er allerdings die Wiederkehr des Gleichen im Naturkreislauf („am gemäuer / erblauen wie vertraut die sanften trauben“) und unterstützt mit semantischen („vertraut“, „sanften“) und onomatopoeischen Mitteln (Häufung des Diphthongs ‚au‘) eine solche Widersetzung. So erhält das Gedicht eine eigentümliche Balance, die nicht im Schiller'schen Sinne sentimentalisch wie in den Herbst-89-Gedichten von Volker Braun und nicht expressionistisch gefärbt wie in Vorwende- und Wende-Gedichten von Autorinnen und Autoren der nächst jüngeren Generation wie etwa Mario Persch (12) daherkommt, sondern artistisch durch und durch. Artistik, nüchterne Rückbindung an Alltagsrealität und Ideologieabweis sind die Kurzchiffren, auf die die Lyrikergeneration der 46-er zu vereidigen wäre, wenn es einen solchen Eid denn je gegeben hätte.

Andreas Reimann hat diesem fiktiven Eid in den Wendewirren treu bleiben können, nur färbt sich jetzt mehr denn je das Burleske ins Groteske, melancholische Ironie in Sarkasmus. „Nicht ich bin, meine zwei länder / sind heimatlos“ (13), bescheidet er kühl seine Ankunft in der „Schöne(n) neue(n) welt“ (14). In der er helllichtig den „saurier prolet“ beäugt, „der aussterben geht“ (15).

Eine solche Distanznahme stand nicht jedem Dichter zu Gebote. Die „Wende“-Erfahrungen, die sie im Alter jenseits der Vierzig ereilten, zogen tiefgreifende Verunsicherungen nach sich, denn die rasanten Verwerfungen aller näheren und fernerer Lebensumstände machten grundsätzliche Neuorientierungen notwendig, in der Bewältigung des Alltags ebenso wie in der politischen Sphäre. Dies betraf selbstre-

(11) Reimann, Andreas: September 89. In: Reimann, Andreas: Zwischen den Untergängen. Gesammelte Gedichte. Leipzig 2004, S. 8.

(12) Vgl. Persch, Mario: Der Stand der Dinge. In: Geist, Peter (Hg.): Ein Molotow-Cocktail auf fremder Bettkante. Leipzig 1991, S. 73f.

(13) Reimann, Andreas: Schöne neue welt. In: Reimann, Andreas: Zwischen den Untergängen, a.a.O., S. 14.

(14) Ebenda, S. 13.

(15) Reimann, Andreas: Immer noch, ewiglich. In: Reimann, Andreas: Zwischen den Untergängen, a.a.O., S. 16.

dend so ziemlich alle DDR-Bürger, für die 46er Lyriker traten nun allerdings sehr spezifische Schwierigkeiten hinzu: Unmittelbar nach der Währungsunion begannen die Noch-DDR-Verlage, allen voran der „Aufbau“-Verlag, sich in Windeseile von allen für das Geschäft "unrentablen" Lyrikerinnen und Lyrikern zu trennen. Bis auf Thomas Rosenlöcher, der mit seinem „Wende“- Tagebuch *Die verkauften Pflastersteine* (16) Aufnahme bei „Suhrkamp“ fand und danach auch mit Gedichtbänden dortselbst veröffentlichen konnte, standen alle hier zur Diskussion stehenden Autoren binnen kurzer Zeit ohne Verlag da. Es nimmt deshalb nicht wunder, wenn in lyrischen Zeitreflexionen eher gedämpfte Töne Dominanz erhielten. Auch und gerade in jenen Gedichten, die lyrische Nachrufe darstellten auf jenen Staat, in dem sie aufwuchsen, wie hier bei Jürgen Rennert:

"Mein Land ist mir zerfallen.
Sein' Macht ist abgetan.
Ich hebe, gegen allen
Verstand, zu klagen an.

Mein Land ist mir gewesen,
Was ich trotz seiner bin:
Ein welterfahrnes Wesen,
Mit einem Spalt darin.

Mein Land hat mich verzogen,
Und gehe doch nicht krumm.
Und hat mich was belogen,
Und bin doch gar nicht dumm.

Mein Land hat mich mit Wider-
Willn an die Brust gepreßt.
Und kam am Ende nieder
Mit mir, der es nicht läßt.

Mein Land trägt meine Züge,
Die Züge tragen mich.
Ich bin die große Lüge
Des Landes. (Wir meint: ich.)“ (17)

(14. Januar 1990)

Jürgen Rennert, dessen Lyrik bis dato eher eine geschliffene Metaphorik in Huchels und kryptische Daseinssiglen in Bennischer Tradition präferierte, wählt hier eine dreihebige jambische Volkslied-Folie, schließt bewusst an jene bis zu Brecht führende Tradition des „Profanen“ an. Das anaphorische „Mein Land“, das jede Strophe eröffnet, ist insofern genauerer Aufmerksamkeit wert, als es sich doch auch durch das ebenso einsilbige Wort „Staat“ ersetzen ließe. Hat er aber nicht ins Werk gesetzt. In einer historischen Situation, in der sich DDR-Selbstbewusstsein auflöste zugunsten eines „Deutschland - einig Vaterland“, setzt er trotziger „Mein Land“ an den Beginn jeder Strophe. Mehr noch, durch den zweifachen Rückbezug auf den lyrischen Sprecher („Mein“; „mir“) wird ausdrücklich die eigene Betroffenheit akzentuiert. Da diese enge Beziehung in jeder der fünf Strophen im Eingangsvers wiederholt wird, ergibt sich ein dichtes semantisches Geflecht, das durch Kreuzreim und Enjambement zusätzlich verstärkt wird. Die „Ich“-„Land“-Konstellation wird als Dialektik von Anziehung und Abstoßung, als Kampf und Einheit von Widersprüchen ausgewiesen. Werden bis Strophe vier die Gegensätze betont, hebt die Schlussstrophe die eigene Geprägtheit durch das zerfallene Land hervor, in ihr übernimmt der Sprecher Verantwortung auch: für das Zerfallen: „Mein Land trägt meine Züge, / Die Züge tragen mich.“

(16) Rosenlöcher, Thomas: *Die verkauften Pflastersteine*. Frankfurt a.M. 1990.

(17) Rennert, Jürgen: *Mein Land ist mir zerfallen*. In: Conrady, KarlOtto (Hg.): *Von einem Land und vom andern*. Gedichte zur deutschen Wende. Frankfurt a.M. 1993, S. 34.

Anders übrigens als die Mehrheit der DDR-Bevölkerung, die ziemlich unerwachsen glaubte, sich durch bedingungslose Kapitulation von der Last der vierzig Jahre DDR-Geschichte befreien zu können - auch dies sicher ein Produkt obrigkeitsstaatlicher Entmündigung. Rennerts Gedicht führt nun vor, dass diese Persönlichkeitsdepravierungen keine Zwangsläufigkeiten waren, dass entgegen dem Staatswillen das „Training des aufrechten Gangs“ (18) sehr wohl möglich war. Das Ich des Gedichtes rüstet sich, aufrecht und selbstbewusst in eine ungewisse Zukunft zu gehen.

Neun Monate später, am 30. September 1990, schreibt Rennert ein Komplementärgedicht - wieder ist es ein fünfstrophiges „Lied“ mit Kreuzreim und jambischen Dreiebern:

"Lied vom fröhlichen Inzest"

Die starken Brüder wissen,
Was ihrer Schwester frommt.
Sie wird erst aufgerissen,
Bevor sie unter kommt.

Sie wird erhoben werden,
Wenn sie sich fallenläßt
Und aufuört zu gebärden
Als Deutschlands Dreister Rest.

Hat alles abzulegen,
Vom Stirnband bis zum Schuh.
Der Mantel der Geschichte
Deckt ihre Blöße zu

Und auf: Die schwache Schwester
Ist aus demselben Holz.
Auf andre Art gehobelt,
Auf gleiche Art dumm stolz,

Auf gleiche Art verdrängend,
Auf andre Art verdrängt ...
Es ist ein Schnee gefallen,
Der in den Lüften hängt.

(30. September 1990) (19)

Hintergrund des Gedichtes ist die Tatsache, dass in allen allegorischen Karikaturen zur deutsch-deutschen Schnellkopulation 1990 potenter West-Mann ältliche Ost-Jungfer aufs Kreuz legt, wobei die Repräsentanten beider deutscher Staaten, Kohl und de Maiziere, die Steilvorlagen für wenig phantasievolle, dafür aber ressentimentgeladene Zeichner liefern. Die Symbolkraft des Bildes ist schwerlich zu bestreiten. Rennert spitzt es auf einen inzestuösen Vergewaltigungsakt zu, der Tabubruch, Gewalt, Demütigung, Erniedrigung impliziert. Nach allem, was zwanzig Jahre später über die Einzelheiten des Vereinigungsprozesses bekannt geworden ist, mithin zutreffende Zuschreibungen, die aber 1990 als euphorieverhagelnde Provokation wirken mussten. Doch „Deutschlands Dreister Rest“ - sprich DDR - ist mitnichten nur Antipode, sondern Teil des Verhängnisses. „aus demselben Holz“ ist die Mehrheit der Einwohnenden offensichtlich geschnitzt, „Auf gleiche Art verdrängend, Auf andre Art verdrängt ...“.

Jürgen Rennerts zwischen Melancholie und Sarkasmus pendelnde Einreden sind eher eine Ausnahme insofern, als es den meisten Lyrikern 1990/91 eher die Sprache verschlagen hatte. Symptomatisch hierfür ist eine Auskunft von Richard Pietraß:

(18) Gedichtbandtitel von Volker Braun (Braun, Volker: Training des aufrechten Gangs. Halle-Leipzig 1979).

(19) Rennert, Jürgen: Lied vom fröhlichen Inzest. In Jürgen Rennert: Verlorene Züge. Gedichte. München 2001, S. 28.

„Drei Jahre hatte ich Gedichte geschwiegen: ohne es zu merken, das ganze Jahr 1989, das ganze 1990 und 1991. Als Freiberuf-
ler war ich weit vom Schuß, am Scharfseh- aber Schonrand, konnte ich mich leicht arbeits- und antwortlos in die Büsche schla-
gen. Daß es mir wiederkam, das Meine zu sagen, danke ich zunehmender Trauer jenseits glücklich gefallener Mauer. Sie
brachte das Seelenfaß zum Überlaufen. Mehr will ich nicht sagen zum mir gemäßen Ort, meiner nicht aufgebaren Randlage.“
(20)

1992 aber meldete sich der Lyriker Richard Pietraß wieder zu Wort, u.a. mit dem Gedicht „Randlage“,
das mit den Versen endet:

„(...)

Die Bauern motten
Pflüge ein.
Dem Schafstall
Blüht ein Quellwunder.

Wohin ich Habnicht sehe
Sieht mich das Ende an.
Ich stehe und verstehe.
Wende sich, wer kann." (21)

(1992)

Mehr konsterniert denn interessiert registriert der lyrische Sprecher die Inbesitznahme ehemaligen Ge-
meineigentums durch die neuen Herren. Was er von ihrem Tun hält, hat er zuvor in allegorischen Bil-
dern - „Ellenbogen / Vermessen das Land“; „Zins- und Pferdefuß / Gehen zur Hand“ (22) beschieden.
Welches „Ende“ aber meint der „Habnicht“ in seiner „Randlage“? Das Ende der DDR? Der Hoffnun-
gen? Der Welt? Dabei ist zu bedenken, dass das Gedicht eine Verweiskette von Kryptozitaten durch-
zieht. Hatte Kanzler Kohl nicht gerade für die „neuen Länder“ „blühende Landschaften“ („Blüht ein
Quellwunder“) prophezeit und Francis Fukuyama „das Ende der Geschichte“ („Sieht mich das Ende
an“)? Hatte nicht Pietraß selbst schon in "Spielball" 1988 in mehreren Gedichten das Szenario globaler
Zerstörung durch ökologische oder atomare Katastrophen beschworen? Auflösen lässt sich die Emble-
matik des „Endes“ nicht, aber diese Hinweise lassen die Deutung zu, dass sie über das DDR-Ende hin-
ausweist, das dann als Menetekel für weitere zu erwartende zivilisatorische Zusammenbrüche stünde.
Dem mitnichten morbider Lust am Verfall zugetanen Dichter bleibt in dieser misslichen Situation vor
allem der Selbstzuspruch mittels „Honigrute“ (23) („Gebier die Liebe aus wieherndem Haß / In Honig
ertränke den schlechten Spaß“ (24) und Haltsuche in vertrauten festen Formen, wie die Gedichte aus
den Jahren 1992 bis 1996 belegen. Eine der Stoa verbundene Haltung, die allenthalben auch in Gedicht-
bänden etwa von Wilhelm Bartsch, Andreas Reimann oder Thomas Rosenlöcher begegnet. Die Lyrik
des Hallenser Enzyklopäden und Weltenwanderers Wilhelm Bartsch zeichnet sich vorzugsweise durch
unvermittelte Übergänge philosophisch-geschichtlicher Anspielungen zu plebejisch-derbem Sarkasmus
aus, egal, ob sie akribisch die historienbeladene anhaltinische Landschaft erkundet, das „Ginnungagap“
der „Edda“ oder „Die Mauern von Damaskus“ (25). In dem Gedicht „Michels Blitzregeln“ nimmt er
sich Anfang der neunziger Jahre auf bösfrohliche Weise des deutsch-deutschen Vereinigungsthemas an:

„(...)

Dann traue nie den deutschen Eichen	denn sie warten auf Blitzleichen!
Auch ein Stammbaum ist nicht gut	wenn es ringsum blitzen tut,
selbst die Fahnenstange	fackelt nicht lange
Jüngst ein Blitz hat ganz zerknallt	den innerdeutschen Schlagbaumwald

(20) Pietraß, Richard: Die wiedergefundene Stimme. In: Pietraß, Richard: Kippfigur. Ein Kiebitzbuch über die Schulter von
Richard Pietraß geschaut. Berlin 2009, S. 65.

(21) Pietraß, Richard: Randlage. In: Pietraß, Richard: Schattenwirtschaft. Leipzig 2002, S. 29.

(22) Ebenda.

(23) Pietraß, Richard: Honigrute. In: Pietraß, Richard: Schattenwirtschaft. A.a.O., S. 34.

(24) Ebenda, S. 35.

(25) Bartsch, Wilhelm: Die Mauern von Damaskus. In: Bartsch, Wilhelm: Gen Ginnungagap. Halle 1994, S. 52.

Hier ein Michel	da ein Michel
Mit Gestichel	Hammer / Sichel
Hier gespalten	da erleuchtet
Ganz der Alte	bierbefeuchtet.
Zwillinge,	die sich verdammen.
Manchmal reimt sich was zusammen ... " (26)	

Dass der letzte Vers die gegenüberstehenden Versblöcke überbrückt, ist mehr als eine figurale Pointe. Trotz der ironischen Konnotation („sich was zusammenreimen“) meint es Bartsch mit der brücken-schlagenden Möglichkeit der Poesie durchaus ernst. Mit einer an Mickel und Leising angelehnten heite- ren Souveränität vermag er auch ambivalente Geschichtsfelder überzeugend ins poetische Visier zu nehmen, so etwa im Angesicht des Kyffhäuser Barbarossa-Denkmal:

„(...)
 Niemand kommt zu sehen
 Die deutschen Kaiser jetzt! Aus wieviel Lüge
 Konnte je ein Land zu so viel Wahrheit
 Sich verhärten, o Deutschland, dich zu lieben
 War und ist und heißt Abtrünnigkeit. ...“ (27)

Das Verhältnis des Sprechers zum Deutschland der frühen neunziger Jahre ist verbunden mit Haltungen („Abtrünnigkeit“) und politisch-moralischen Fragen („Lüge“ / „Wahrheit“). Weil Verschweigen und Lügen zu den Standards der DDR-Propaganda-Medien gehörten, tragen viele DDR-Schriftsteller das ernste moralische Amt der Wahrheitssuche in die Nach-„Wende“-Zeit, auch wenn sich die Adressaten der Suche nun vervielfältigt haben. Eine postmoderne Entlastung zugunsten Spieltrieb, Artistik und ästhetischer Selbstreferentialität können und wollen sie nicht annehmen. Bezeichnenderweise koppelt auch ein Gedicht Thomas Rosenlöchers aus dieser Zeit DDR-Abriss und die Antinomie Wahrheit - Lü- ge. Das Gedicht „Die Gifffabrik“ endet mit den Zeilen:

„(...)
 Abriß steht hier wie allem bevor.
 Doch blinkert da oben noch einmal der Stern
 tief unten im Wasser samt Fenster und Schlot,
 Als würde in eisiger Klarheit die Lüge
 zur Wahrheit, zur Schönheit das Gift. -
 Im Kreml brennt noch Licht.“ (28)

Wenn bei Bartsch heiterer Ingrim die Tonlage vieler Gedichte bestimmt, so bei Rosenlöcher der Um- schlag traditioneller, oft romantischer Bildfindungen in die Groteske. In „Die Gifffabrik“ nimmt der „Stern“ über eine Toposkette „Lenin“ - „Kommunistengespenst“ - „Auf zum letzten Gefecht“ - „Kreml“ zusätzlich die Symbolbedeutung „roter Stern“ in sich auf. Die Szenerie allerdings ist gespenstisch, sie- delt sie doch in einer abrißbereiten Fabrik. In der Erinnerung des Sprechers gab es in ihr einen einzigen Arbeiter mit märchenhaften Attributen („Einarmig, ein Riese, mit langem Bart“), überdies auch noch „Lenin genannt“ (29). Schon vor 1989 erschienen Ideale zur Lüge depraviert, Ideologeme ihrer Sinnhaf- tigkeit beraubt und ins Unheimlich-Groteske gerutscht. Der Konjunktiv deutet einen Moment der Seh- sucht nach Selbsttäuschung an, nach 1990 nunmehr „in eisiger Klarheit“. Doch wie wird er gerahmt: „der Stern“ blinkt nicht, er „blinkert“, und die das Gedicht eröffnende wie schließende Erich-Weinert-

(26) Bartsch, Wilhelm: Michels Blitzregeln. In: Bartsch, Wilhelm: Gen Ginnungagap, a.a.O., S. 58.

(27) Bartsch, Wilhelm: Das Denkmal auf der Reichsburg Kyffhäuser. In: Bartsch, Wilhelm: Gen Ginnungagap, a.a.O., S. 7.

(28) Rosenlöcher, Thomas: Die Gifffabrik. In: Rosenlöcher, Thomas: Die Dresdner Kunstausübung. Frankfurt a.M. 1996, S. 23.

(29) Ebenda, S. 22.

Zeile Stalin zu ehren (30) wurde schon in den letzten Dezennien der DDR ausschließlich ironisch verwendet. Wehmütig fällt der Blick zurück beileibe nicht aus. In anderen Gedichten offenbart der Sprecher andererseits erhebliche Irritationen im nunmehr einigen Deutschland. Er sieht sich als „Irrfahrer“ (31), als „Ostbarbar“ (32) mit „Russenmütze“ (33). Rosenlöcher zelebriert besonders in etlichen Gedichtschlüssen Abgesänge und Untergangsängste: „Abschied vom Prinzipiellen / heißt auch nur Gute Nacht“ (34); „Was aber untergeht, scheint zukunfts-gewandt“ (35); „Groß meine Mühe, würdevoll zu fliehn. / In johrende Jahrtausendfinsternisse. / Da paßte das Jahrhundert mit hinein.“ (36); „Engel hab ich mir abgewöhnt“ (37). Gerade letztere Sentenz dünkt geradezu bitter, war es doch Rosenlöcher, der mit seinen Engel-Gedichten Rilkes Vorgaben traumwandlerisch am Ende des 20. Jahrhunderts aufzunehmen verstand.

Ziehen wir ein Zwischenfazit: In den zwischen 1990 und Mitte der neunziger Jahre entstandenen Gedichten zur Deutschland-Problematik aus den Reihen der 46er dominieren Befindungen der Heimatlosigkeit, Verstörung, der tiefen Skepsis bis zu Kundgaben endgültigen Hoffnungsverlustes auf eine Humanisierung der Gesellschaft - ohne allerdings das Ancien Regime nachträglich aufzuwerten. Die zivilisationskritische Verve gegen die „Megamaschine“ (Lewis Mumfort), die den Menschen einer zerstörerischen Fortschrittsideologie unterwirft, wird mit dem Zusammenbruch des Ostblocks modifiziert und eher geschärft in die Reflexion der deutsch-deutschen Zusammenwucherung einbezogen. Umbauten an ihren inhärenten Poetiken nehmen die Lyrikerinnen und Lyriker nicht vor, eher werden zuvor entwickelte Schreibweisen verfeinert, da diese zu den wenigen verbliebenen Sicherheiten zählen. Und doch gilt auch das bange Fragen nach den Perspektiven der Lyrik, wie es etwa Christiane Grosz am 4.3.1990 kundgibt: „worauf wird es ankommen / im gedicht / (...) / kommt es auf den flügeln einer taube / oder auf einer eisscholle / (...)" (38)

Ten Years after - Deutschland-Reflexionen seit den späten neunziger Jahren

Wir unternehmen einen Zeitsprung an das Ende der neunziger Jahre und ins neue Jahrhundert, um erfassen zu können, ob, und wenn ja, Deutschland-Bilder im Gedicht modifiziert oder gar revidiert werden, sich Haltungen und Schreibweisen verändert haben. Die Zeit des großen Umbruchs ist vorbei, man hat lernen müssen, mit den neuen Verhältnissen zurechtzukommen, man ist auch in der Welt herumgereist. Nach dem Zusammenbruch des Ostblocks erfolgt in den neunziger Jahren allmählich der Gesellschafts-umbau West - unter so positiv wie harmlos klingenden Zuschreibungen wie Risiko-, Informations- oder Wissensgesellschaft werden unter neoliberalen Maßgaben alle Daseinsbereiche durchökonomisiert. Die Folgen der faktischen Machtübernahme des Finanzkapitals über Politik und Gesellschaft werden zu Beginn des 21. Jahrhunderts in die Lebensperspektiven jedes einzelnen eingreifen, aber dies ist Ende der neunziger Jahre allenfalls ahnbar. Immerhin hatten die 46er bereits hinreichend Erfahrungen mit jähem Umbrüchen gesammelt und wussten die Vorzeichen zu deuten:

(30) Das Weinert-Gedicht aus dem Jahre 1940 endet: "Spät leg ich meine Feder aus der Hand, / als schon die Dämmerung aus den Wolken bricht. / ich schau zum Kreml. Ruhig schläft das Land. / Sein Herz bleibt wach. Im Kreml ist noch Licht." Vgl.: Weinert, Erich: Gesammelte Gedichte, Bd. 5, Berlin und Weimar 1975, S. 473.

(31) Rosenlöcher, Thomas: Irrfahrer. In Rosenlöcher, Thomas: Die Dresdner Kunstausbung. A.a.O., S. 62.

(32) Rosenlöcher, Thomas: Ostbarbar. In: Ebenda, S. 69.

(33) Rosenlöcher, Thomas: Die Flaschenpost. In: Ebenda, S. 91.

(34) Rosenlöcher, Thomas: Abschied vom Prinzipiellen. In: Rosenlöcher, Thomas: Die Dresdner Kunstausbung. A.a.O., S. 63.

(35) Rosenlöcher, Thomas: Auf einen Lastkraftwagen. In: Ebenda, S. 67.

(36) Rosenlöcher, Thomas: Ostbarbar. In: Ebenda, S. 70.

(37) Rosenlöcher, Thomas: Engelsbalance. In: Ebenda, S. 66.

(38) Grosz, Christiane: worauf wird es ankommen. In: Grosz, Christiane: Die asoziale Taube. Berlin und Weimar 1991, S. 60.

"Wende

Es kamen aber andere Zeiten.
Immer kündigen sich
andere Zeiten
mit dem Weglaufen
ganzer Völkerstämme an,
mit dem Ausbleiben
unserer Katzen,
veränderten Erdbeerpreisen.

Zu diesen Zeiten
konnten keine weiteren
kommen.

Aber sie kamen
und gingen,
richtige Komm-
und Gezeiten.
Komm, lieber Mai.
lass es sein
wie es sei.“ (39)

Anders als in den unmittelbar nach der Epochenäsur geschriebenen Gedichten wird ein unpräzisions-ironischer Gestus avisiert. Schnörkellos greifen Alltagsbeobachtung, geschichtsträchtige Erinnerungsplitter und Sprachspiel (etwa statt „Gehzeiten“ - „Gezeiten“) ineinander. Die „Wende“ kann nun aus der Distanz geradezu gelassen („lass es sein / wie es sei“) als epochales Fast-Naturschauspiel („Gezeiten. / Komm, lieber Mai.“) reflektiert werden. In der Lyrik der Brigitte Struzyk verbündeten sich stets schon lakonische Deskription und wundersame Entgrenzung. In einem Gedicht aus Anlass des USA-Überfalls auf den Irak schlägt diese Verbindung aber auch mal in fröstelnmachende Grotteske aus, wenn sie den „Beginn des dritten Golfkriegs / am Rande des Pfälzer Waldes, / hinter dem Ramstein liegt“ kurzschließt mit dem „Kalten Krieg“: „Der rote Zeiger steht auf Zwölf / Treibgut des Kalten Krieges / erwärmt, erhitzt sich, / explodiert woanders“ (40). Hier wie auch in anderen Gedichten (41) des Bandes wird die deutsche Verstrickung in die neuen Weltaufteilungskriege in spröde, deshalb umso bestürzendere Sprechgesten und Bilder eingefangen.

Die ausgeprägte Fähigkeit gerade in dieser Dichtergeneration, Alltägliches und Politisches auf kleinstem Raum zusammenzusehen, zeigt sich in Texten der 1944 geborenen Lyrikerin Christiane Grosz auf spezifische Weise. In ihre neueren Gedichtbände integriert sie sprachliche Fundstücke von fremder Hand und verleiht ihnen, indem sie als Gedichte ausgewiesen werden, zusätzliche Poetizität. Als Textfundstück am „Palast der Republik“ vom 15.3. 1999 ausgewiesen ist folgendes Gedicht: „Am Bauzaun vor dem P.d.R // Ihr billigen dummen Drecksäue!!! / Wer bezahlt mir meinen finanziellen Schaden? / Job ruiniert / Beziehungen versaut!!! / Wohnung verloren!!! / Für Eure billige / dreckige Märchenwelt!!!“ (42). Die Wutausrufe eines frustrierten Wende-Verlierers wären des Aufhebens nicht wert, wenn sie nicht im Kontext des „P.d.R.“ verortet gewesen wären. Denn in dieser Verbindung wird dem individuellen Schicksalsschrei eine symbolische Bedeutung unterlegt. So wie der „Palast der Republik“ aus ideologisch motivierter DDR-Nachvernichtungshysterie dem Abriss anheimgegeben worden war, stehen diese Verse nun stellvertretend für abertausende zerstörter Nachwendebiographien. Der Text erhält tendenziell den Charakter einer Zwischenbilanz.

Unter die Überschrift „Zwischenbilanz“ sind nicht wenige Gedichte zu stellen, die Rückblicke auf die „Wende“-Zeit und die neunziger Jahre versuchen. In „Solch ein Gewimmel“ erinnert Wilhelm Bartsch mit Goethes „Osterspaziergang“ den Mauerfall: „Mit freiem Volk auf Bebras Grund stand ich / Novem-

(39) Struzyk, Brigitte: Wende. In: Struzyk, Brigitte: alles offen. Gedichte. Hamburg 2011, S. 13.

(40) Ebenda.

(41) Vgl. "Am Hindukusch", "Dann, danach". In: Ebenda, S. 88 und 94ff..

(42) Grosz, Christiane: Am Bauzaun vor dem P.d.R.. In: Grosz, Christiane: Schwarz am Meer. Friedrichshagen 2002, S. 55.

ber Neunzehnhundertneunundachtzig“ (43), beginnt das Gedicht, aber es endet mit Dante („Laßt fahren“) und Goethes Türmerlied („Lynceus“) aus dem „Faust II“:

„(...) Deutschlands Zukunft ging
Verschütt hier, sah ich bei der großen Fütterung
Der Alten - sie verschwand im Ammenschwarm der
Bahnhofsmission. - Als Letzter stieg ich ein.
Laßt fahren! - Lokschuppen viel lieber hätt' ich
Vor Augen, Lynceus - schließ dein Stellwerk ab.
So ging ich auf Transport und kam nie wieder.
Wo keines Bleibens länger war, da blieb ich.“ (44)

Kein anderer deutscher Lyriker hat in den letzten zwanzig Jahren so viele „Reise“-Gedichte übereignet wie Wilhelm Bartsch, kein anderer auch hat präzise, umfassend und tiefenscharf der Landschaft zwischen Kyffhäuser und Bitterfeld, Mansfeld und Harz poetische Konturen und ihren Menschen poetische Stimme verliehen. Der da rückblickend 2011 feststellt: „Ich konnte meine inneren Landkarten alle / nur wegschmeißen, geschweige die Seekarten, Anfang / der Neunziger.“ (45), sieht sich transzendental obdachlos auf - welch eine Wortschimäre! - „Transport“. Aber längst schon ist er ein Weltenwanderer geworden, der Göttliches und Sardonisches, Chaos und Versordnung, Mythenschwere und schwebende Leichtigkeit zu verbinden weiß, wie im Gedicht „Kurz vor dem Supergaudi“ (!), das mit den Versen endet:

„(...)
Ich stand auf Sizilien ich sann und ich sann
Komm rein! Rief Susanne Das Chaos! Rief ich
Wie war das in China? Das mit dem Reis?
Sie sagte leis bauz und komm rein jetzt du Sack
Schlagartig und leicht geht doch alles ganz anders“ (46)

Man lasse sich nicht täuschen: Im Wort „Supergaudi“ lauert das Wort „Supergau“, und Wilhelm Bartsch ist es mit diesem gegenwärtigen Weltszenario ernst, gerade auch weil er Spezialist ist für die Schreckensorte der Verdammnis, Läuterung und Erkenntnis von Homer über Dante bis Poe. In einer konzisen Rede auf Wolfgang Hilbig 2005 charakterisiert er die heutige Zeit „als eine Zeit zunehmender Infantilität und eines verschlagenen Jugendwahns - bei gleichzeitig allgemeiner und schläuchlicher Selbstvertrottung, ein rasendes Uhrwerk, ein durchgedrehter Kronos, der nicht nur Gäas gedeckte Tafeln abräumt und verschlingt, sondern auch noch die eigene Nachkommenschaft.“ (47)

„Nach dem Krieg“ (48) ist ein Gedichtband von Hans Löffler, „Zwischen den Untergängen“ (49) einer von Andreas Reimann überschrieben - auch in ihnen findet man lyrische Dystopien, Löffler entwirft gar ein postapokalyptisches Szenario. Sie, die den Untergang „der verrotteten staaten“ (50) miterlebten, sehen neue Untergänge heraufziehen: von Tierarten und der Natur überhaupt (Löffler, Reimann, Bartsch), der globalisierten Finanzwelt (Bartsch), der Arbeiterklasse (Reimann): „(...) und treten ans Licht / aus den schon lange entmenschten Fabriken und / treiben die hinterbliebenen der Fortgeschrittenen

(43) Bartsch, Wilhelm: Solch ein Gewimmel. In: Bartsch, Wilhelm: Mitteldeutsche Gedichte. Halle/Saale 2010, S. 33.

(44) Ebenda, S. 34.

(45) Bartsch, Wilhelm: Das Land Vierecken. In: Bartsch, Wilhelm: Die alte Marke Wanderer. Bucha bei Jena 2011, S. 15.

(46) Bartsch, Wilhelm: Kurz vor dem Supergaudi. In: Ebenda, S. 59.

(47) Bartsch, Wilhelm: Laudatio auf Wolfgang Hilbig zur Verleihung des Walter-Bauer-Preises 2005. Manuskript.

(48) Löffler, Hans: Nach dem Krieg. Gedichte. München 1996.

(49) Reimann, Andreas: Zwischen den Untergängen. Leipzig 2004.

(50) Reimann, Andreas: Untergänge. In: Ebenda, S. 117.

ins / reich des schlußverkaufswahnsinns. Denn wer nichts besetzt, wird besitzen nichts“ (51) "zwischen den untergängen / (...) noch immer in fahrt“ (52), sieht das sprechende Ich die Zeit nach 1990 sezierend als „Niederlage“ (53), bedenkt in einem „letzte(n) Rangsdorfer Sonett“ die - Stichwort „Rückgabe vor Entschädigung“ - Neuvertriebenen und die Altvertriebenen: „Hier war ihr, der vertriebenen, geblieben / ein zufluchtsort. - Nun sind an diesen ort / zurückgekehrt, die man zuvor vertrieben.“ (54) Die für die Lyrik von Andreas Reimann charakteristische Union von Wahrnehmungswachheit, hohem Kunstbewusstsein und Wahrheitssinn verhindert dabei stets Räsonnement und Larmoyanz. Dies gilt ebenso für das Bilanzgedicht „Halbzeit“ von Richard Pietraß, das an die Yvan-Gollischen Johann-Ohneland-Gedichte ebenso anknüpft wie an Volker Brauns „Das Eigentum“ und eingangs anhebt: „Da bin ich, mit allen Wassern gewaschen / Kommunarde ohne Kommune, Revoluzzer ohne Reich“ (55). Wie bei seinen Generationsgefährten konstatiert auch hier der Sprecher den Verlust eines Hoffungsortes für eine gerechtere Gesellschaft, sieht er dem Treiben der „Pokergemüter“ aus hinreichender Distanz zu, reflektiert den Repräsentanzzerfall der „Poesie“: „Ich sitze in Frieden, ein Ladenhüter / Und meine Canossaaktien fallen / In den Bilanzenkeller. Die Pokergemüter / Haben längst andres in Onlinekrallen“ (56) Und doch ist Pietraß' Resümee kein bitterer Ton unterlegt, sondern durchwoben von melancholischer Heiterkeit. Das Gedicht endet:

„(...)

Der Westen will gefressen sein
Schrieb ein entwichener Schachfreund.
Wir Lemminge folgten hinterdrein.
Da wars nicht halb so gemeint.

Da bin ich, mit allen Himmeln gewaschen.
Landregen spült mir den Schalkschädel weich.
Die Löcher wachsen in den Taschen.
Ich singe, also bin ich reich.“ (57)

Die Gegenreden individueller Behauptung im Dennoch und Trotzdem lassen sogar verhaltenes Pathos zu, wenn die erste Verszeile des Gedichts („mit allen Wassern gewaschen“) symbolisch abgewandelt wird („mit allen Himmeln gewaschen“) und schlusshin Poesie als Bereicherung des Lebens gegen die eindimensionalen Zurüstungen des Utilitarismus gehalten wird.

Der Gang durch ausgewählte Gedichte der „DDR-68er“ zur „Wende“ - und Deutschlandproblematik gewärtigt auffallend viele Koinzidenzen, die die These der Generationslagerung erhärten. Eine hochpolitisierte Lyrikergeneration, die die Vorstellung von der Gesellschaft der Freien und Gleichen weder verleugnen noch verabschieden will. Eine Lyrikergeneration von Individualisten, die sich hohen Kunstansprüchen verpflichtet fühlt. Eine Lyrikergeneration von Nonkonformisten, die vor allem die Missheiligkeiten der deutsch-deutschen Vereinigungsobliegenheiten ins Gedicht bringt und diese im wachsenden Abstand zur „Wende“-Zäsur mit gattungsgeschichtlichen Fragen nach des Menschen Zukunft in der globalisierten Welt verknüpft. Es ist Zeit, ihr mehr Gehör zu schenken.

(51) Reimann, Andreas: Brief nach karlsbad an k.m .. In: Ebenda, S. 80.

(52) Reimann, Andreas: Dialog. In: Ebenda, S. 6.

(53) Reimann, Andreas: nach der Niederlage. In: Reimann, Andreas: Gräber und drüber. Gedichte. Leipzig 2010, S. 22f.

(54) Reimann, Andreas: Das letzte Rangsdorfer Sonett. In: Ebenda, S. 128.

(55) Pietraß, Richard: Halbzeit. In: Pietraß, Richard: Freigang. Gedichte. Leipzig 2006., S. 12.

(56) Ebenda.

(57) Ebenda, S. 13.